

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 7-8

Artikel: Der Komiker, das Glück, und die Freiheit : warum es beglückend und befreiend sein kann, Politik als Unsinn zu bezeichnen
Autor: Doering, Detmar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Detmar Doering,
geboren 1957, studierte
Philosophie und Ge-
schichte an der Univer-
sität zu Köln und am
University College
London. Promotion 1989
im Fach Philosophie.
1980–1983 Gründungs-
landesvorsitzender
der Jungen Liberalen
in Nordrhein-Westfalen;
1990–1994 Referent
für Ordnungspolitik und
Grundsatzfragen bei
der Friedrich-Naumann-
Stiftung in Königswinter.
Seit 1995 Stellvertre-
tender Leiter (Bereich
Wissenschaft) des Libe-
ralen Instituts in Bonn.

DER KOMIKER, DAS GLÜCK UND DIE FREIHEIT

Warum es beglückend und befreiend sein kann, Politik als Unsinn zu betrachten

Aus dem Komischen können wir lernen, dass nur in Freiheit, die nicht zuletzt in der Erkenntnis der Grenzen des Sinnstrebens besteht, wirklich Glück für die Menschheit entstehen kann. Wo kein Sinn ist, kann auch niemandem fremder Sinn aufgezwungen werden. Deshalb kommt das Komische der universalen Beglückung so nahe wie sonst kein hierfür erdachter Weg.

Vor einigen Jahren machte ich während eines Urlaubs im Süden von Wales Halt in dem kleinen Städtchen Chepstow. Nach Besichtigung der normannischen Burgruinen aus dem 11. Jahrhundert war mir so sehr nach Historischem zu Mute, dass ich mich in einem Bücherantiquariat in die alten und verstaubten Schätze vertiefte. Ich versuchte, mich zwischen den vielen schönen Angeboten zu entscheiden, und ich nahm das eher leise und unaufdringlich laufende Radio des Verkäufers an der Kasse kaum wahr. Damit war ich nicht alleine, denn keiner der anderen Kunden – und auch nicht der Verkäufer – schien das Hintergrundgeräusch zu beachten. Es war mir, während ich in diesem und jenem Buch blätterte, kaum bewusst, dass gerade die aktuellen Nachrichten liefen. Schiffskatastrophe hier, Erdbeben dort, Kriegsgreuel dahinter, Budgetkrisen überall – es war sicher das übliche Massenelend unserer Zeit, das dort vor allen Menschen ausgebreitet wurde, ohne dass es Eingang in die

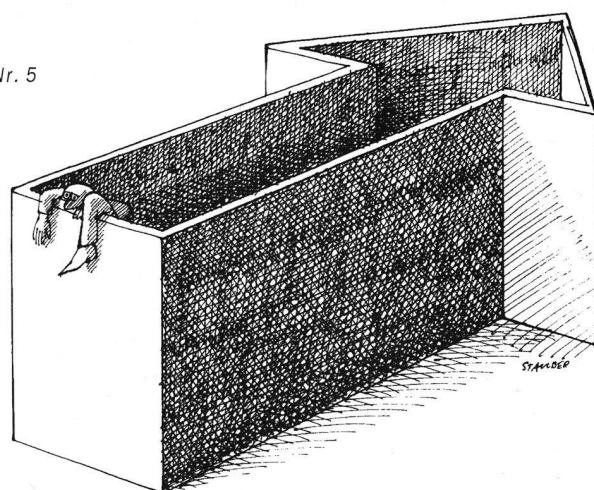
Gehörgänge oder gar in Seele und Bewusstsein fand. Erst am Schluss – also dort, wo es gemeinhin am unwichtigsten wird – kam (immer noch kaum hörbar) die kurze beiläufige Meldung: Der Komiker *Kenneth Williams* sei gestorben. Plötzliches Herzversagen. An diesem Tage.

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte Todesstille. Dann kam es aus allen Ecken und Winkeln des Antiquariats, selbst aus der zweiten Etage, wo das Radio eigentlich fast unhörbar war. Es war ein langezogenes und trauriges «*Ooooh!*», das wie auf ein Signal allen Mündern entfuhr. Dann wieder eine kurze Stille. «*Der Komiker ist tot!*» So schien es mir in den Ohren zu schallen, als ob Gottes Zorn die Erde abermals der Sintflut oder ewigen Höllenfeuern überantwortet hätte. Für kurze Zeit waren die sich völlig unbekannten Besucher des Ladens eine einzige Gemeinschaft in Trauer und Schrecken.

Über das Phänomen musste ich lange grübeln. Das Elend von vielen – es war weder für mich noch für sonst irgendwen besonders betrüblich. Die allgemeine Bedeutung von wirtschaftlichen Geschehnissen für unsere Zukunft – wen schien sie zu interessieren? Politische Katastrophen bis hin zum Krieg – wer würde sich deswegen von seinem Buch ablenken lassen? Doch dann: «*Der Komiker ist tot!*» Es war die Meldung, die keinen unerschüttert liess.

Die Frage, warum dies so ist, scheint auf den ersten Blick nicht leicht zu beantworten. Sie trifft das, was für jeden Menschen den eigenen Sinn des Lebens auszumachen scheint. Und die Antwort – das dumpfe und klägliche «*Ooooh*» in dem

Dissident,
aus: Nebelpalter Nr. 5
1980, S. 39.



kleinen Antiquariat in Chepstow als Reaktion auf den Tod des Komikers – scheint diese Frage offen zu lassen. Würde man die Besucher (inklusive meiner Person) vorher oder hinterher befragt haben, was für die Sinngebung im Leben an Ereignissen wichtig sei, wären es sicher andere Dinge gewesen. Kenneth Williams war, bei allem Talent, nicht einmal einer der ganz Grossen. In der Filmgeschichte wird er nie den Platz einnehmen, den seine grossen Landsleute *Charlie Chaplin*, *Stan Laurel* oder die Akteure von *Monty Python's Flying Circus* innehaben. Den bescheidenen Ruhm verdankt er der erfolgreichen Spielfilmserie «Carry on...». Erst im Spätprogramm der BBC erfuhr man später in einem kurzen Beitrag, den man aus dem Archiv geholt hatte, dass er durchaus über hohe komische Talente verfügte und eine überaus originelle Persönlichkeit war. Vielleicht hatte er nie die Chance, zu den ganz Grossen aufzusteigen, weil die Filme, in denen er spielte, ihm nie gerecht wurden.

Unphilosophische Frage nach dem Sinn

Um das Phänomen erklären zu können, warum der Komiker und das Komische uns mehr als alles andere zu Herzen gehen, muss man in den Bereich der grauen – und damit leider kaum je wirklich komischen – Theorie des Komischen herabsteigen. Dies ist für alle Menschen, die sich den Sinn für das Komische erhalten haben, natürlich eine echte Zumutung.

Unser ganzes Leben scheint von Sinnfragen bestimmt zu sein. Beschäftigen wir uns – besonders im Arbeitsleben – zu lange mit Dingen, deren Sinn wir nicht einsehen, werden wir frustriert und deprimiert.

Wir versuchen ständig der uns umgebenden Welt Sinn oder (je nach Geschmack) viele verschiedene Sinngebungen abzuringen. Wir tun dies durch vermittels verschiedenster Arten von Wahrnehmung (der englische Philosoph *Michael Oakeshott* nannte sie einmal treffend «modes of experience»¹), die wir nicht immer klar trennen. Die Welt wird als Ganzes empfunden, doch ist es eher ein Gemisch verschiedener Wahrnehmungsformen, die unser jeweils sehr eigenes Bild von ihr prägen. Von allen Wahrnehmungs-

.....
*Das Erhabene
und das Komische
ist kein logisches
Gegensatzpaar.*
.....

1 *Michael Oakeshott: «Experience and Its Modes».* Cambridge 1933.

2 *Gilbert Keith Chesterton: «The Napoleon of Notting Hill».* Harmondsworth 1982, S. 157 (Übers. DD).

formen hat die des wissenschaftlichen Rationalismus in der neueren Zeit die grösste Respektabilität einheimsen können. Dies ist auch richtig so, wenn das Anliegen die Auffindung objektiver und genereller Wahrheiten ist, oder wenigstens die Falsifizierung von Irrtümern durch empirische Überprüfung, die von *Karl Popper* nicht ohne gute Gründe als das bei diesem Unterfangen erreichbare Maximum beschrieben worden ist.

Für die Frage nach dem Sinn ist das objektive Wahrheitskriterium eher selten ausschlaggebend. Es handelt sich, trotz dem Beiklang geistiger Tiefe, um eine unphilosophische Frage. Viele Wahrnehmungsformen können sich als Hilfsmittel bei der Sinsuche anbieten, so etwa die religiöse, die zynische, die poetische oder die ästhetische.

Im Jahre 1837 erscheint in Stuttgart eine Abhandlung unter dem vielsagenden Titel «Über das Erhabene und Komische. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen». Es ist die Habilitationsschrift von *Friedrich Theodor Vischer*, der es später (wie so viele Professoren) zum Abgeordneten der Paulskirche bringt. Er erweist sich dabei stets als guter Liberaler, was die These vom Zusammenhang von Freiheit und dem Komischen gewissermassen bestätigt. Das Erhabene und das Komische ist kein logisches Gegensatzpaar. Der Gegensatz zum Komischen ist schwer zu finden. Nicht einmal der Begriff des Ernstes taugt dazu, weil das Komische durchaus ernst sein kann. *Gilbert Keith Chesterton*, der es als einer der wenigen wirklich komischen Schriftsteller wissen musste, meinte einmal, man könne sich nur mit dem Unwort «nicht komisch» helfen, wenn man nach einer Definition des Gegenteils von «komisch» suche. Und *Auberon Quin*, den leidenschaftlich komischen Protagonisten seines Romans «The Napoleon of Notting Hill» (1904), lässt er den bemerkenswerten Satz sagen: «... das menschliche Wesen sieht keinen Gegensatz zwischen dem Lachen und dem Respekt!»

Das Erhabene wurde schon in der Antike vom Griechen (Pseudo-) *Longinus* als Kategorie der ästhetischen Wahrnehmung beschrieben. In der Moderne ist es vor allem *Edmund Burke*, der im 18. Jahrhundert die Debatte um diesen Begriff belebt. «Alles, was irgendwie schrecklich ist

oder mit schrecklichen Objekten in Beziehung steht oder in einer dem Schrecken ähnlichen Weise wirkt, ist eine Quelle des Erhabenen; das heisst, es ist dasjenige, was die stärkste Bewegung hervorbringt, die zu fühlen das Gemüt fähig ist.³» Dass Burke auch den Gedanken an Gott als erhaben bezeichnet, weil «die wahre Religion eine (...) grosse Beimischung von heilsamer Furcht hat und haben muss», scheint (trotz des christlichen Bildes von dessen Barmherzigkeit) zumindest teilweise konsequent.

Damit ist ein wesentliches Merkmal des Erhabenen festgehalten, ohne dass es dadurch vollständig erfasst wäre. Das Erhabene stellt sich nur ein, wenn – wenigstens für kurze Zeit – temporär ein möglicher Sinn unausweichlich dominant wird, so dass er volle Konzentration auf ihn – und nur ihn! – verlangt. Dies umfasst das Gefühl des Schreckens.

Aber auch das Bild Gottes passt hinein – zumindest wenn man das Gottesbild der christlichen Scholastik des Mittelalters akzeptiert. Dieses besagte, dass man gegenüber den *bona particularia* der wechselhaften irdischen Welt über Willensfreiheit verfüge, gegenüber der *ultima et perfecta beatitudo*, die uns beim direkten Anblick Gottes erfüllt, aber nicht. Ihr gegenüber gebe es keine Alternative mehr bei der Suche nach dem Sinn. Oder im Zusammenhang mit unserem Thema: Selbst wenn man die Welt und ihre äusseren Erscheinungen bisweilen durchaus zu Recht als komisch empfinden mag, würde niemand Gott als Komiker bezeichnen.

Im Erhabenen drückt sich also für Menschen auf der Suche nach dem Sinn die Sehnsucht nach dem höchsten und ultimativen Sinn aus, und er scheint dabei auch die wohlzuende Distanz zu schätzen.

In der ästhetischen Form der Sinnwahrnehmung ist dieses scheinbare Paradox selbst dann enthalten, wenn es um so etwas konzentriert Sinnhaftes wie das Erhabene geht. Diesem geradezu sinnwidrigen Streben nach Flucht vor dem Sinn gilt es, auf die Spur zu kommen.

Das Komische – ein Mittel gegen übermässiges Sinnstreiben

Dass das Komische in einem Spannungsverhältnis zu einem Übermass an Sinnstreb-

Satire, eine besondere Abart des Komischen, basiert ebenso auf Einpflanzung von Gegenständen in einen falschen Kontext.

3 Edmund Burke: «Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen», übers. v. F. Bassenge. Hamburg 1980, S. 72.

4 Thomas de Quincey: «Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet», übers. v. A. Peuker. Stuttgart 1977, S. 45f.

ben steht, leuchtet unmittelbar ein. Schon die kantische These, dass das Komische in einer plötzlichen Auflösung einer (sinnvollen) Erwartung in nichts bestehe, deutet darauf hin. Ein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Verfrachtung von Dingen in einen ihnen völlig sinnwidrigen Kontext. Die von dem englischen Romantiker Thomas de Quincey erdachte illustre Schar des «Clubs der Mordliebhaber», die jeden Mord, der im Lande passiert, begeistert in der Manier von Kunstkritikern rezensieren, ist ein Beispiel für schwarzen Humor. «Man beginnt allmählich einzusehen, dass zur künstlerischen Vollendung einer Mordtat doch etwas mehr gehört als zwei Dummköpfe, einer der tötet, und einer, der getötet wird, ein Messer, eine Brieftasche und eine dunkle Gasse. Formgebung, meine Herren, Sinn für Gruppierung und Beleuchtung, poetisches Empfinden und Zartgefühl werden heute zu einer solchen Tat verlangt.⁴» So der Festredner des Clubs in De Quinceys groteskem Meisterstück «On Murder Considered as one of the Fine Arts» aus dem Jahre 1827. Etwas Grausiges wird in einen harmlosen und sinnfremden Kontext gestellt. Hätte er es in einen ethischen Kontext – in Form einer Rechtfertigung von Morden – gestellt, wäre zuviel Sinn übrig geblieben. Das Ganze wäre nur geschmacklos. Im sinnlosen ästhetischen Kontext ist es komisch. Gleichzeitig könnte man die zitierte Passage auch noch als Satire auf die Fortschrittsgläubigkeit der Philosophie vieler Zeitgenossen De Quinceys verstehen. Satire, eine besondere Abart des Komischen, basiert ebenso auf Einpflanzung von Gegenständen in einen falschen Kontext oder auf der Zerstörung von Gegenstand, Kontext und deren Zusammenhang durch Übertreibung. Bleiben Gegenstand und Kontext zu nahe beieinander, verschwindet der komische Effekt. Dies erklärt zum Beispiel, warum ein Komiker wie Woody Allen, der meist eigene psychische Probleme in langatmigen Miniaturpsychodramen inszeniert, oft so hoffnungslos unkomisch war, und daher zu Recht inzwischen in das «seriöse» Fach herabgestiegen ist. Es erklärt auch, warum wiederum die sinn- und zweckentfremdeten Sahnetorte auch bei der tausendsten Wiederaufführung immer noch komisch ist. Denn: Am effektvollsten wirkt das Komische dort, wo das

Verhältnis von Gegenstand und Kontext sich immer mehr ins Absurde verschiebt.

Eine Lanze für den Nonsense

Natürlich gehören der schwarze Humor und die Satire dem Bereich des Komischen ebenso an wie der Witz oder die Farce. Die Ästhetiker im Gefolge Burkes und Kants haben sie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in alle Einzelteile zerlegt und analysiert. Zum eigentlichen und innersten Kerngebiet sind sie nicht vorgestossen. Vischer kommt dem Punkt der Entdeckung nahe, doch scheint ihn die Aussicht darauf zu erschrecken, heisst es doch in der Einleitung zu seinem Werk über das Erhabene und Komische: «Eine gewisse Ängstlichkeit verraten wohl die Stellen, wo ich die Freiheit der Komik gegen die Einmischung von moralischen und religiösen Bedenklichkeiten wiederholt in Schutz nehme.⁵»

Erst zu Beginn dieses 20. Jahrhunderts weicht die Ängstlichkeit dem stolzen Bekennertum. «Jeder Witz ist ein sinnloser Witz. Ein Witz ist aufgrund seiner Natur ein Protest gegen Sinn.⁶» schreibt Gilbert Keith Chesterton. Der in seiner Ernsthaftigkeit stets unterschätzte Humorist gehört zu den radikalsten Verfechtern des Prinzips des Komischen. Nicht Satire, nicht Karikatur – der Un-Sinn ist die reinste Gattung des Komischen. Er stellt nicht nur die grösstmögliche Entfernung des Gegenstandes vom Kontext dar, sondern verhindert bereits durch die schon im Gegenstand angelegte Sinnlosigkeit, dass sich keinerlei Nebensinn einschleichen kann. Ob es den reinen Unsinn (neudeutsch: *nonsense*) wirklich geben kann, bleibt fraglich, aber es gibt Annäherungen. Der Versuch, überhaupt reinen Nonsense zu produzieren und nicht nur Sinn zu karikieren (was eine entschieden sinnreiche und potentiell unkomische Tätigkeit ist), ist recht neuen Datums. Chesterton nennt ihn in seinem legendären Essay «A Defence of Nonsense» den zentralen Beweis für den «abenteuerlichen» Geist des von ihm als so jugendlich empfundenen 19. Jahrhunderts⁷. Was dieses revolutionäre Ereignis qualitativ von aller vorheriger Komik – etwa der von Autoren wie *Aristophanes*, *Rabelais* oder *Sterne* – unterscheidet, schildert Chesterton so: «Der

Unsinn dieser Menschen war satirisch – das heisst symbolisch; es war eine Art überchwängliches Herumkapriolen um eine entdeckte Wahrheit. Es gibt auf der Welt keinen grösseren Unterschied als den zwischen dem Instinkt der Satire, der im Schnauzbart des Kaisers [Wilhelm II.] etwas Typisches von ihm sieht und ihn fortwährend grösser malt, und dem Instinkt des Nonsense, der (aus welchem Grund auch immer) sich vorstellt wie ein solcher Schnauzbart sich auf dem gegenwärtigen Erzbischof von Canterbury ausmachen würde, wenn dieser sich in einem Anfall von Geistesabwesenheit einen solchen wachsen lassen würde.»

Als den wohl reinsten und vollkommensten Vertreter dieses neuen Phänomens «Nonsense» nennt Chesterton nicht ohne Grund *Edward Lear*, jenen begnadeten Zeichner und Dichter, der in seinem Werk der poetischen Gattung des *Limericks* zum literarischen Durchbruch verhalf. Was könnte unsinniger sein als völlig realitätsferne (nicht mehr als karikierende Anspielungen auf reale Personen verstehbare) Phantasiewesen, die ein offenkundig abstruses Unterfangen in den Kontext selbstverständlichster Selbstverständlichkeit stellen. Aber lassen wir den Dichter selbst und die erste Strophe aus seinem Nonsense-Epos «The Jumblies» zu Wort kommen:

5 Friedrich Theodor Vischer: «Über das Erhabene und Komische», eingel. v. W. Oelmüller. Frankfurt 1967, S. 39.

6 Gilbert Keith Chesterton: «Selected Essays», hrsg. v. J. Guest. London/Glasgow 1939, S. 39 (Übers. DD).

7 Gilbert Keith Chesterton: «A Defence of Nonsense»; in: W. E. Williams (Hrsg.), «A Book of English Essays». Harmondsworth 1951, S. 209.

8 Edward Lear: «A Book of Bosh. Lyrics and Prose of Edward Lear», hrsg. v. B. Alderson. Harmondsworth 1975, S. 167.

*They went to sea in a Sieve, they did,
In a Sieve they went to sea:
In spite of all their friend could say,
On a winter's morn, on a stormy day,
In a Sieve they went to sea!
And when the Sieve turned round and round,
And every one cried, 'You'll all be drowned!
They called aloud, 'Our Sieve ain't big,
But we don't care a button! we don't care a fig!
In a Sieve we'll go to sea!
Far and few, far and few,
Are the lands where the Jumblies live;
Their heads are green, and their hands are blue,
And they went to sea in a Sieve⁸.*

Weder die «Jumblies» noch die anderen Kreaturen aus Lears Feder – etwa der *Pobble*, der (wie wir ja alle wissen) keine Zehen hat, oder der *Dong with a Luminous Nose* – lassen sich als satirische Charakterisierungen interpretieren. Sie trotzen der Realität, selbst wenn ihnen der Chor der

dem realen Sinn verhaftet Gebliebenen vergeblich die Gefahr des Ertrinkens entgegenhält – solchen Sinn ficht eine wahre Nonsense-Kreatur nicht an (und kann es nicht, weshalb das Sieb schwimmt). Die Stimme des Sinns ist nur noch entfernt – so entfernt wie es menschenmöglich ist – vernehmbar. Dass die Theorie des Komischen einst in den Zeiten Vischers der unkomischen Diskussion über das so unkomische Erhabene entsprang, ist ihnen verborgen geblieben und würde diese ausgesprochen unerhabenen Wesen auch nicht interessieren.

Aber wenn Unsinn so sinnlos ist, warum streben Menschen so sehr danach als ob er Sinn wäre? Tatsächlich wird kaum eine Mühe und Plage ausgelassen, um dem Komischen seinen Platz in der Welt zu sichern. Das Dasein als Komiker ist anstrengend und nimmt die Seele schwer in Anspruch. Das erklärt, warum so viele von ihnen durch Selbstmord enden – etwa *Harold Lloyd* oder *W. C. Fields*.

Massenbeglückung jenseits des intimen Sinns

Schon das blosse «Handwerkszeug» verlangt dem Komiker viel ab. In einem Fernsehinterview erklärte *Buster Keaton* einmal, dass es eines jahrelangen Trainings (und echten Talents) bedürfe, um absichtlich auf der Bühne in einen Eimer zu treten und mit dem Fuss darin stecken zu bleiben, ohne dass es nach einem absichtlichen Hineintreten aussieht. Auch kann – allem Unsinn zum Trotz – in der Welt der Komiker ein mörderischer Kampf um die Gunst des Lachers tobten, so, als ob es um den höchsten Sinn schlechthin ginge. Bekannt ist, dass *W. C. Fields* einmal bei einem Bühnensketch, in dem er als Billardspieler auftrat, so sehr durch die Tat sache irritiert wurde, dass sein sich unter dem Billardtisch befindlicher Kollege *Ed Wynn* mit neuen Gags dem Publikum mehr Lacher abzugewinnen drohte, dass er ihn kurzerhand mit dem Billardstock bewusstlos schlug und seelenruhig seine Vorführung weiterführte.

Warum sich das antun? Warum sich also mit dem Komischen, dem Unsinnigen, abgeben? Die Antwort klingt trivial, obwohl sie in Wirklichkeit ernste Probleme auf-

.....

Das Dasein als Komiker ist anstrengend und nimmt die Seele schwer in Anspruch.

.....

wirft: Es macht Spass! Offensichtlich bereitet schon die Distanz zum eigentlichen Gegenstand im Bereich des Schönen Freude. Trotz des zugrundeliegenden Gefühls des Schreckens gilt dies auch für das Erhabene. Aber während beim Erhabenen ein zu starkes Gefühl die Freude wieder nehmen kann (weil der schreckliche Sinn alles zu dominieren beginnt), sind dem Unsinn der Stärke des Gefühls keine Grenzen gesetzt. Wer bei einer Kinoaufführung etwa mit Filmen von *Laurel* und *Hardy* die vor Vergnügen den Bauch haltenden Zuschauer beobachtet hat, weiß wovon die Rede ist. Der Spass kann bis zur höchsten Glückseligkeit getrieben werden.

Das Komische bereitet also Glück. Höchstes Glücksgefühl empfängt man gewöhnlich im intimsten Miteinander von Menschen – man denke an das Verliebtein. Ein solches intimes Glück setzt ein tiefes Empfinden und Einfühlungsvermögen für das komplexe Sinnstreben eines sehr nahestehenden Menschen voraus.

Es ist offensichtlich, dass das Glücksempfinden bei der Lektüre eines Romans von *Lewis Carroll* ebenso wenig mit einem solchen Glück zu tun hat wie das Betrachten eines Sketches von *Loriot* im Fernsehen. Diese basieren zwar oft auf tiefer Menschenkenntnis (wenn sie nicht die höchste Stufe des *nonsense* erreicht haben, der dies nicht mehr nötig hat, wie die Charakterisierung der «Jumblies» bei *Lear*), doch tun sie dies auf eine überpersönliche Weise. *Tom & Jerry* bringen einen zum Lachen, obwohl sie sich in ihre Zuschauer als unverwechselbare Individuen nicht hineinfühlen können – schon alleine, weil dies Trickfilmfiguren generell schwerzufallen scheint. Aus dem, was man in ihren Filmen von ihnen mitbekommt, kann man schliessen, dass sie es auch nicht wollten, wenn sie könnten. Aber: Sie eignen sich geradezu zur zeitlosen Massenbeglückung. Und dies können sie nur, weil sie eben nicht intimen Sinn suchen oder sonstwie sinnorientiert sind, sondern weil sie komisch und *nonsense* sind. Darin liegt – paradoxe Weise – ihr Sinn.

Intimes Glück ist nicht erzwingbar

Im vielbeschworenen Zeitalter des Massenmenschen ist der Wunsch nach Massenbeglückung rational nachvollziehbar.

Die Konsequenz, die wir in zunehmendem Masse beobachten können, ist ein verhängnisvoller Drang zur Politisierung des Glücks. Er hat keineswegs zur Zunahme von Glück geführt. In den meisten Fällen basiert er auf einem grossen Missverständnis über die beiden eben beschriebenen Grundtypen des Glücks – des intimen und des überpersönlichen Typus. Letzterer findet im Komischen und dieses im *nonsense* seine höchste Vollendung. Aber was hat dies mit dem Problem der Politisierung von Glück zu tun?

Alles Politische ist öffentlich. Es ist nicht intim. Die im Abendland als vollendet Massstab für Politik gedachte Form der menschlichen Vereinigung ist die *res publica* – die Angelegenheit der Öffentlichkeit. Sie will nur Regeln schaffen, die die Suche nach Glück ermöglichen, nicht Glück produzieren. Vom Recht auf den «*Pursuit of Happiness*» spricht die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, nicht von der «*happiness*». Mit der Idee der Politisierung des Glücks scheinen wir von dieser Idee abzuweichen. Die Folgen davon sehen wir täglich. Etwa in der blinden Gefolgschaft vieler Menschen, die Glück suchen, für charismatische Führerfiguren. Oder in dem Wunsch, sich von der Politik jedes Lebensrisiko absichern zu lassen, was weder Glück bringt noch der Politik wohlbekommt. Am deutlichsten wird es bei der Suche nach der Utopie. Der utopische Traumstaat ist die *ultima ratio* der Suche nach politisiertem Glück. In einer Welt, in der jeder Sinn sucht, aber kein Sinn universal verbindlich ist, scheint der Wunsch, diese Verbindlichkeit von aussen gewaltsam zu erzwingen, unwiderstehlich zu sein. Aber solch intimes Glück ist nicht zu erzwingen, weil nicht einmal in den grossen Prinzipienfragen Einigkeit über den Sinn besteht. Soll der utopische Staat religiös oder weltlich sein? Schon dabei scheiden sich die Geister. Bei den kleinen Alltagsproblemen, die in Wirklichkeit noch wichtiger sind als die grossen, wird es noch schwieriger. Die Politisierung des Glücks gebiert, weil sie auf Zwang basieren muss, nur Unglück. Die intime Suche nach Glück, die (wenn überhaupt) nur im intimen Kreise möglich ist, verleitet uns zu Illusionen, gegen die nur die Begegnung durch das wirklich Komische als Gegenmittel helfen kann.

Intimes Glück
ist nicht zu
erzwingen, weil
nicht einmal in
den grossen
Prinzipienfragen
Einigkeit über
den Sinn besteht.

9 Groucho Marx:
«Schule des Lächelns».
Frankfurt 1981, S. 63.

Sollten daher die Komiker unsere Politiker werden? Es wäre eine reizvolle Idee, wenn sie dadurch nicht unweigerlich aufhören würden, komisch zu sein, was wiederum eine Katastrophe wäre, welche die Welt kaum verkraften könnte. *Groucho Marx* meint zu Recht: «*Ich schätze, dass es in der ganzen Welt keine hundert echten Komiker mit wirklichem Können gibt, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts. Sie sind viel seltener und weitaus wertvollere Gebrauchsartikel als alles Gold und alle Edelsteine auf Erden. Aber weil man über uns lacht, wissen die Leute meiner Ansicht nach in Wirklichkeit nicht, wie wesentlich wir für ihre geistige Gesundheit sind.*»

Aber vielleicht sollten wir (im Namen dieser geistigen Gesundheit), bevor wir unser intimes Herzensglück in die Hände der Politik legen, uns einfach angewöhnen, Politik nicht mehr in der ihr sinn-gemässen politischen Wahrnehmungsform zu betrachten, sondern in der komischen. Betrachten wir die Politik (die dies als Kompliment auffassen müsste, obwohl die Politiker dort wohl anderer Meinung sind) als Unsinn. Dies wäre ein Beitrag zu ihrer Verbesserung und könnte fast zur moralischen Pflicht erklärt werden.

Nur durch den Sinn für das Komische sind wir überhaupt in der Lage, Vertrauen in unsere Welt zu fassen, die dem Menschen, der diesen Sinn verloren hat, wie ein bedrohliches Chaos erscheinen muss. Chesterton, ein zutiefst gläubiger Konvertit zum Katholizismus, kann sich am Schluss von «*A Defence of Nonsense*» (S. 214) sogar zu der These versteigen, dass *nonsense* wahrer Glaube sei, während der Glaube an die regelmässige Ordnung der Welt bald durch gegenteilige Erfahrung zu Zweifel und Unsicherheit führe.

Die hohe Moral des Komischen, die durch die Indifferenz gegenüber jeglicher sinnvollen Moral und allen anderen Sinngebungen zustande kommt, liegt nicht nur darin begründet, dass sie die durch und durch freiheitlichste ist, die wir kennen. Sie alleine hat das Potential der Menschenheitsbeglückung in sich.

Als in dem kleinen Antiquariat in Chepstow das klagende «*Ooooh*» über den Tod von Kenneth Williams ertönte, da war klar, dass hier das zarte und unsinnige, aber doch einzige wirkliche Band sichtbar wurde, das die Menschheit verbindet. ♦